



die Schonung der Mehlvorräte und über die Verwertung von Speiseresten und Abfälle im Haushalte veröffentlicht. Der praktische Wert dieser Abhandlungen wird durch eine Reihe von erprobten Anleitungen zur Herstellung billiger Speisen für die breiten Schichten der Bevölkerung erhöht. Das Material für diese Publikationen, welche in sämtlichen Kronländern unentgeltlich zur Verteilung gelangen werden, wurde von der Direktion der Bildungsanstalt für Koch- und Haushaltungsschullehrerinnen in Wien ausgearbeitet.

### Armee und Marine.

#### Hafenadmiralats-Tagesbefehl Nr. 79.

Marineoberinspektion: Korvettenkapitän Müller.  
Garnisonsinspektion: Rittmeister Badl vom Festungsartillerieregiment Nr. 4.  
Wegliche Inspektion: Linienschiffsarzt d. R. Dr. v. Maroquino.

**Bronzene Tapferkeitsmedaille.** Der Kaiser erließ nachstehendes Handfchreiben: „Ich stifte eine „bronzene Tapferkeitsmedaille für Mannschafspersonen“. Diese Medaille ist aus in braunem Tone gehaltener Bronze in gleicher Form wie die silberne Tapferkeitsmedaille 2. Klasse zu prägen; sie wird an deren Bande getragen. Ich übergebe das Verleihungsrecht den Korpskommandanten, für Armeemittelbare den Armeekommandanten. Seine Mannschafspersonen, die bisher eine Armeekommandobelobung erhalten haben, sind nachträglich mit der bronzenen Tapferkeitsmedaille zu betiteln. Mit der Verleihung dieser Medaille ist der Bezug einer Zulage nicht verbunden. Die bronzene Tapferkeitsmedaille kann auch an Mannschafspersonen einer verbündeten Armee verliehen werden. Wien, am 14. Februar 1915. Franz Joseph m. p.“

**Fastenordnung.** Das Apostolische Feldvikariat gab folgenden Erlaß heraus: „Kraft besonderer vom Heiligen Vater erhaltenen Vollmacht wird allen Angehörigen des Heeres und der Marine, dann der belben Landwehren, des Landsturmes, sowie allen Zivilpersonen im Gefolge der Armee „für die Arme im Felde und für die Kriegsmarine auf den Kriegsschiffen“ der Genuß von Fleischspeisen auch am Karfreitag mit Rücksicht auf die Kriegsverhältnisse gestattet. Im Heimatlande wird nur den verwundeten und kranken Soldaten in den Sanitätsanstalten aber nur dann der Genuß von Fleischspeisen am Karfreitag gestattet, wenn sie nicht leicht Fastenspeisen erhalten können.“

**Reisen von Offizieren mit Angehörigen.** Die Militärpersonen dürfen bei Reisen auf Eisenbahnen dort, wo besondere Militärwagen (Wagenabteile) gefährt werden, nur diese benützen. Die zusammen mit Offizieren (Gleichgestellten) etwa reisenden Angehörigen bedürfen zur Benützung solcher Militärabteile einer besonderen Bewilligung von Seite der Bahnhofskommandanten.

### Allerlei.

**Ein unvorsichtiger Brieffschreiber.** Vor dem Prager Landwehr-Divisionsgerichte wurde der 27 Jahre alte Sohn des Ortsvorstehers des Dorfes Libin, der Bauer Josef Trousil, wegen Verbrechens der Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung nach Paragraph 65 des Strafgesetzes zu 18 Monaten schweren Kerkers verurteilt. Er hatte seinem Schwager, einem Infanteristen des 91. Infanterieregimentes Johann Kuthan, der sich auf dem südlichen Kriegsschauplatze befand, am 28. November 1914 einen Brief geschrieben, in den er politische Bemerkungen einschleichen ließ. Der Brief wurde aber wegen des schon am 24. November erfolgten Todes des Empfängers geöffnet, und die abfälligen Bemerkungen gelangten zur Kenntnis der Behörde. Trousil wurde verhaftet und verurteilt. — Die Nuh Anwendung aus diesem Vorfalle ist leicht zu ziehen.

**Der längste Prozeß der Weltgeschichte.** Man erinnert sich, daß Goethe in jungen Jahren als Referendar am Reichskammergericht (ober Reichskammergericht, wie es der Volksspott nannte) zu Wehlar beschäftigt war, wo die Prozesse oft mit einer so großen Schnelligkeit erledigt wurden, daß darüber mehrfach Richter und Parteien verstarben. Es sind uns in der Tat Berichte überliefert, denen zufolge mancher Rechtsstreit über 200 Jahre gedauert hat. Was soll das aber gegen den Prozeß bedeuten, der gegenwärtig noch das Landgericht von Uz in Südf Frankreich beschäftigt. Er wurde im Jahre 1327 von Robert von Anjou gegen eine Reihe von Gemeinden wegen Grenzstreitigkeiten angestrengt und 1388 vom Herzog von Savoyen fortgesetzt. Es handelt sich um die Grenzen verschiedener Gemeinden an der französisch-italienischen Grenze. Und nun, nach beinahe 600 Jahren, hat der hochweise Gerichtshof in Uz einen Beweisbeschluß erlassen des Inhaltes, es solle eine besondere Kammer von Sach-

verständigen gebildet werden, die unter die verschiedenen prozessierenden Gemeinden die streitigen Gebiete verteilen möge.

Wie sich Bruder Jonathan über John Bull lustig macht. Infolge des tatarischen Eingreifens der deutschen Unterseeboote und des Mißbrauches der neutralen Flagge durch England ist in der Stimmung der amerikanischen Presse ein merkwürdiger Umschwung eingetreten. Das erkennt man am besten in den Witzblättern. In den amerikanischen Witzblättern spielt neuerdings der britische Löwe eine teils komische, teils klägliche Rolle. Sehr hübsch ist z. B. ein Spottbild, das in dem zu Des Moines erscheinenden „Register and Leader“ veröffentlicht worden ist. Da steht man den britischen Löwen an seinem Futternapfe stehen. Aber im Verrollenden Auges die Wahrnehmung, daß — der Napf leer ist. Und leer bleibt, obwohl er gar grauig seinen Dymwanz durch die Luft peitscht, an dem „Britische Flotte“ zu lesen steht. Und das Geheimnis seiner Enttäuschung? Unter dem großen Vieh sieht man einen langen, schmalen Dackel, der den Futternapf längst ausgeleert hat und nun mit befriedigter, weit heraushängender Zunge den Jörn der großen Bestie beobachtet. Selbiger Dackel aber verkörpert die deutschen Unterseeboote. Ein zweites Bild bringt die in Newyork erscheinende „World“. Dieses Bild bezieht sich auf den Mißbrauch der amerikanischen Flagge durch England. Man sieht da den britischen Löwen, der in seiner Tabe krampfhaft eine amerikanische Fahne hält, die er hoch über sich wehen läßt. „Zuerst Sicherheit!“ lautet die charakteristische Unterschrift dieses Bildes, das die Flucht Englands hinter eine fremde Flagge an den Pranger stellt.

### Witte.

Über die Abstammung des verstorbenen russischen Ministers Witte gehen die Angaben vielfach auseinander. Wenn das Meyersche Konversationslexikon von seiner »deutschen Abkunft« spricht, so fehlen die Beweise für das Zutreffende dieser Behauptung. Man könnte ihn ebenso gut für einen Abkömmling des Kaukasus halten, weil er zufällig als Sohn eines Kanzleibeamten in Tiflis geboren ist, oder für einen Südrussen, der in Odessa an der dortigen Universität naturwissenschaftliche Vorlesungen gehört hat. Die deutsche Sprache war ihm weniger geläufig als den meisten anderen Staatsmännern und den gebildeten Kreisen Russlands im allgemeinen. Es beruhte nicht auf Abneigung gegen deutsches Wesen, wenn er bei der Entzifferung eines deutsch geschriebenen Briefes die Stirn runzelte und ihn seiner Umgebung zur Entzifferung oder Übersetzung ins Russische übergab. Seine Herkunft weist allerdings auf die Ostseeprovinzen des Zarenreiches hin, wo sein Großvater als Oberförster angestellt war. Kenner seiner Familienverhältnisse behaupteten jedoch stets, dass er lettischen Ursprung sei, und in seiner äusseren Erscheinung waren die Kennzeichen des ehemaligen Bauerntypus erhalten, der sich früher nur auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen sah und erst neuerdings durch die Einführung des Erbgrundbesitzes in die Lage kam, Wohlstand und Bildung sich anzueignen. Das Derbe und Vierschrötige seiner Erscheinung und das unverhältnismässig grobe seiner Gesichtszüge erinnerten wenig an einen Stadtmonarchen und liessen ihn, auch abgesehen von seiner Stellung, in der Petersburger Gesellschaft

überall auffallen. Schon wegen seiner seltsam geformten Nase, die nicht in eine Spitze, sondern in einen richtigen Knopf auslief, den der Petersburger Spott gern mit einem Spiegelhacken verglich.

Bei seinen Bemühungen, Russland in einen Industriestaat umzuwandeln, stieß er immer wieder auf den Widerstand der Russen mit ihrer »breiten Natur«, die den Gewinn aus den Erträgen des Landes gern einstecken und wieder ausgeben, aber eine unüberwindliche Abneigung gegen neue geschäftliche Unternehmungen in Handel und Industrie hegten. Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, dass sich fast allen grossen Betriebe im Lande in den Händen von Deutschen, Engländern oder Amerikanern befinden, und dass ein eigentlich russischer Industrieller wie Morosow eine seltene Ausnahme bildet.

Das Verhältnis zwischen Witte und dem Zaren war zu allen Zeiten ein gespanntes und besonders dann, wenn dieser ihm durch die Uebertragung des Ministerpostens, zuerst für Verkehrswege und später der Finanzen, sein besonderes Vertrauen zu schenken schien. Von dem grössten Unnützlich jedes Herrschers, durch Unschlüssigkeit und Verzögerung seine Pläne zu Fall zu bringen, ist Nikolaus II. seit dem Beginn seiner Regierung auf Schritt und Tritt verfolgt worden. Ohne eigentlich beschränkt oder urteilslos zu sein, besitzt er doch keinen eigenen Willen, seine Ansichten durchzusetzen und hat schon viele Jahre vor dem Kriege so wenig persönliches Ansehen genossen, dass die wichtigsten Entschlüsse, ohne seine Zustimmung zu erlangen, zur Ausführung gebracht wurden. In seinem passiven Widerstand ist er imstande, eine wichtige Besprechung mit einem Fachmann ersten Ranges mit den Worten: »Das verstehe ich besser!« abzubrechen. Sergej Juljewitsch konnte dieser Schwierigkeit nur dadurch Herr werden, dass er den Zaren durch allerlei klug ersonnene Mittel bis zur unmittelbaren Einschüchterung vor eine Zwangslage stellte, aus der es für diesen schliesslich kein Entrinnen gab.

Man kann sich für die Art dieses Verhältnisses kaum etwas Charakteristischeres denken, als die Umstände, unter denen er 1903, nachdem die Handelsverträge mit Deutschland und anderen Ländern abgeschlossen waren, plötzlich seine Entlassung erhielt. Witte fühlte sich im Vollbesitz seiner Macht, die unerschütterlich zu sein schien. Er dachte an die bescheidenen Anfänge seiner Laufbahn, als er sich nach dem Fehlschlagen seiner Pläne dem Eisenbahnbau zuwendete und zu Strousberg als seinem Herrn und Meister emporblühte. Wenn er damals in Südrussland die weiten, neu gelegten Schienenstrecken abfuhr und in den Waggonen übernachtete, konnte er freilich nicht ahnen, dass ihm für die wirtschaftliche Umgestaltung Russlands einstmals eine führende Rolle zufallen würde. Er beabsichtigte gerade seinen Sommerurlaub anzutreten und verabschiedete sich vorher von dem Zaren, der einen wahren Maienregen von freundlichen Anerkennungen und Wünschen über ihn herniedorträufeln liess. Witte wendete sich nach einer tiefen Verbeugung zum Ausgang des Audienzimmers, wohin ihn der Kaiser lächelnd begleitete, um ihm die Hand zu drücken. Plötzlich schlug der Zar aber die Augen nieder und sagte zu ihm: »Sergej Juljewitsch, ich habe Sie zum Vorsitzenden des Ministerkomitees ernannt!« Das bedeutete eine Kaltstellung, wie sie empfindlicher und schmerzhafter unmöglich gedacht werden konnte. In allen Ministerien wurde damals in St. Petersburg erzählt, dass der russische Kaiser nach Beendigung dieser Audienz sich die Hände vergnügt gerieben und so laut, dass es der diensttuende Adjutant im Vorzimmer hören konnte, ausgerufen habe: »Gott sei dank, nun bin ich ihn los!«

Die Rolle, die Witte im Sommer 1905 bei den Friedensverhandlungen zwischen Russland und Japan in Portsmouth in New Hampshire spielte, ist noch in aller Erinnerung. Er kehrte damals auf einem der prächtigen Schnelldampfer des »Norddeutschen Lloyd« von Amerika nach Deutschland zurück und war der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit, als er in Berlin im Hotel Bristol abstieg und sich vor neugierigen Ausfragern nicht zu retten wusste. Bei der Heimreise nach Russland wurde er vom Deutschen Kaiser in Rominten empfangen, der ihn durch einen überaus warmen Empfang auszeichnete und dabei die Bemerkung machte, dass jede Monarchie sich dazu beglückwünschen könne, einen so treuen Diener wie ihn zu besitzen. Als

Der neueste Roman von  
**LUDWIG GANGHOFER**



**DIE TRUTZE  
VON TRUTZBERG**  
eröffnet den neuen Jahrgang der  
„GARTENLAUBE“

Witte auf dem Warschauer Bahnhof in St. Petersburg ankam, wurde ihm ein glänzender Empfang von den ersten Persönlichkeiten der Residenz und der zusammenströmenden Menge zu teil, so dass er den Weg zu seinem Wagen nur schwer finden konnte. Er wurde alsbald zum Grafen ernannt und erhielt auch gesellschaftlich dadurch eine bemerkenswerte Genugtuung, dass eine Frau, die bis dahin aus gewissen Gründen in der kaiserlichen Familie gemieden war, für unfähig erklärt wurde. Witte wohnte auf einer der schönen Garteninseln, die von der Newa im nördlichen Teil von St. Petersburg gebildet werden und mit ihren reichen Park- und Villenanlagen namentlich im Sommer bei den Korofahrten noch der Westspitze der Insel bei der sogenannten »Pointe« mit dem Blick auf den Sonnenuntergang am finnischen Meerbusen einen so fähig romantischen Eindruck auf Einheimische und Fremde hinterlassen.

**Die Champagne.**

Nicht zum ersten Male hat die Champagne, wo sich der mit so großen Kräften unternommene Durchbruchversuch der Franzosen kläglich zusammengebrochen ist, in der Weltgeschichte eine Rolle gespielt. Zur Römerzeit bildete die Champagne, deren Name von „Campus“, das Feld, hergeleitet wird, einen Teil von Gallia Lugdunensis und Belgica und wurde dann in der Völkerwanderung von den Franken und Burgundern besetzt. Bei der Teilung des fränkischen Reiches dem Königreich Austrasien zugeschlagen, wurde sie bis zum Anfang des 8. Jahrhunderts von eigenen Herzögen, dann von Pfälzern regiert. Im Jahre 1281 kam die Champagne durch die Vermählung Philipps IV. mit Johanna von Navarra an Frankreich und bildete dann als französische Provinz das ganze große Gebiet, das nördlich von Belgien, östlich von Lothringen und der Franche-Comte, im Süden von Burgund und im Westen von Isle-de-France und Orleanais begrenzt wird. Als Hauptstadt der Niederschampagne trat frühzeitig Troyes hervor, während die bedeutendsten Städte in der Oberchampagne Reims, das heutige, heilumstrittene Reims, und Rheims (Reims) waren. Während des Feldzuges von 1792 bildete die östliche Champagne, im Feldzuge von 1814 dagegen die westliche den Hauptkriegsschauplatz. Als Ganzes genommen, bildet die Champagne das Bild einer Hügelandschaft, deren Wellenkämme zwischen einer Höhe von 100 bis 200 Meter schwanken. Der östliche und mittlere Teil der Champagne ist reizlos und unfruchtbar. Nur eine dünne Schicht von Niederland bedeckt den felsigen Kreidboden, der hier und da sogar offen zu Tage tritt. Mühselig fristen hier spärliche Gehölze, kleinere Nebenpflanzungen und dürftige Getreidefelder ihr Dasein. Fast durchwegs wird dieser wenig anmutige Teil der Champagne als Viehweide benutzt; aber nur die

genügsamen Schafe finden in dieser Gegend, der es auch an Wasser mangelt, ihr Fortkommen. Mehr drastisch als schön haben die Franzosen diese unfruchtbare Gegend die „Champagne Pouilleuse“, d. h. die „laulige Champagne“ getauft. Ganz anders ist der Eindruck, den der westliche Teil der Champagne macht, der sich durch die Talschluchten der Aisne, Marne, Aube und Seine hinzieht. Hier gedeiht auf fetter Humusschicht eine üppige Vegetation. Eine dichte, wohlhabende Bevölkerung lebt in den zahlreichen blühenden Ortschaften und zieht reichen Ertrag aus den fruchtbaren Getreidefeldern, den Obst- und Weingärten. Hier gedeiht jene köstliche Traube, die, zu Schaumwein verwandelt, mit ihrem prickelnden Reiz auch das Gemüt des finstesten Menschenfeindes aufzuheitern vermag. So bildet denn dieser westliche Teil der Champagne in Friedenszeiten wohl eines der glücklichsten Gebiete Frankreichs. Heute aber seufzt er mehr als jede andere Gegend jenseits der Vogesen unter dem ehernen Tritts des Kriegsgottes, der die Herrlichkeit des gesegneten Tales in Trümmer gestampft hat.

**Die Aussichten des Untersee-Krieges.**

In der „Newyorker Staatszeitung“ veröffentlicht H. Ribber, gestützt auf eine Unterredung mit einer Marineautorität, eine interessante Untersuchung über die Aussichten des deutschen Unterseebootkrieges gegen England. In dem Artikel, der, um allen Amerikanern verständlich zu sein, in englischer Sprache geschrieben ist, heißt es:

Mit jedem Monate wird die deutsche Unterseebootgefahr größer und wenn England keine Mittel und Wege zur Bekämpfung dieser neuen Gefahr ausfindig macht, kann der ganze Ausgang des Krieges durch das Unterseeboot ausschlaggebend beeinflusst werden. — Dreißig Unterseeboote können für den Preis eines einzigen Dreadnoughts gebaut werden. Technisch liegt kein Grund vor, warum ein Unterseeboot nicht so konstruiert werden kann, daß es tausend Meilen von seiner Operationsbasis für mehrere Wochen auf einmal ausfahren kann. Das ist nur eine Frage einer wagemutigen, erfolgreichen Bautechnik. Für Deutschland besteht jetzt jeder Ansporn, ein solches Experiment zu wagen, und England hat alles zu verlieren, wenn dieses Experiment erfolgreich ist.

Einer der ersten Erbauer von Unterseebooten war der Amerikaner Robert Fulton, der mit seinen Plänen nach Frankreich ging und sie Napoleon anbot. Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß der erste Versuch mißlang, und Napoleon ließ aus diesem Grund während die ganze Idee fallen. Daher bot Fulton sein Boot der britischen Admiralität an, die willens war, es anzukaufen, unter der Bedingung, es zerstören zu dürfen. Schon vor hundert Jahren erkannten also die englischen Marineautoritäten, daß, wenn je her Tag kommen sollte, da die Kriegführung mit Unterseebooten praktisch durchführbar werden sollte, es mit Englands Sicherheit

schlecht bestellt sein würde. Dieser Tag ist jetzt gekommen, und dadurch erhält jetzt der ganze Krieg sein Gepräge. Deutschland kann jetzt in Ruhe den abwartenden Teil spielen, kann während der Zeit Unterseeboote vom verbesserten modernen Typ herstellen und damit mit jedem Tage den Druck auf England verstärken. Seine Heere brauchen nur die französischen und russischen Armeen in Schach halten, bis eine Flotte von mehreren hundert mächtigen Unterseebooten fertig gestellt ist, um eine tatsächliche Blockade Englands durchzuführen zu können. Hinsichtlich seines eventuellen Ausganges hat damit selbst ein langdauernder Krieg für Deutschland und seine Verbündeten viel von seinen Schrecknissen verloren. Wenn zehn Unterseeboote in den verfloffenen sechs Monaten der englischen Kriegsflotte und der englischen Schifffahrt so viel Schaden zufügen konnten, dann ist es klar, daß hundert derartige Boote für Englands Seeherrschaft den Zusammenbruch bedeuten.

**Taschenbuch der Luftflotten.**

Kriegsausgabe. K 5-30

Vorrätig in der

Schrinner'schen Buchhandlung (C. Mahler).

**Politeama Ciscutti.**

Montag 22. und Dienstag 23. März  
außerordentliche

**Kinovorstellungen**

mit nachstehendem, neuen Programm: 7  
Auch für Kinder! Deutscher Text!

**Szene aus Hinterindien.**

Naturaufnahme.

**Die Erbtante.**

Komödie.

**Der rote Herzog.**

Fantastisches Drama in 3 Akten.

**Müller will Purzelbaumschlagen lernen.**

Komisch.

Vorstellungen um 4-30, 6 und 7-30 p. m.

PREISE: Parterre 60 Heller, Galerie 20 Heller,  
Logen 1 K; Fauteuils 20 Heller.

**Bildereinrahmen**

besorgt rasch und billig

**Jos. Krmpotic - Pola**

PIAZZA CARLI 1

PIAZZA CARLI 1

## Aus erster Ehe.

Roman vom H. Courths-Mahler.

43

Nachdruck verboten

Woltersheim starrte vor sich hin. Diese Werbung ging ihm sehr gegen den Strich. Nicht, dass er gegen Götz etwas einzuwenden gehabt hätte. Seine Person war ihm lieb und sympathisch, und er schätzte ihn seiner tüchtigen Eigenschaften wegen. Aber er wusste nur zu gut, dass Herrenfelde auf der Kippe stand und so viel wie nichts abwarf. Diese Verbindung durfte er als vernünftiger Mann nicht zugeben.

Er erhob sich und trat vor Götz hin.

Götz, — dass Du eine solche Torheit begehen würdest, hätte ich wahrlich nicht gedacht. Zugegeben, — Eva ist ein liebenswertes Geschöpf, die einen Mann beglücken kann. Sie ist eine tiefangelegte Natur und würde auch in bescheidenen Verhältnissen ihr Glück finden. Es schlummern noch ungehobene Schätze in ihr, und Du bist wohl der Mann, sie zu heben. Unter anderen Verhältnissen würde ich Dir mit Freuden ihre Hand geben. Aber Ihr kommt ja beide um in Not und Sorge auf dem verwünschten herabgewirtschafteten Majorat. Das darf ich doch nicht zugeben.

Götz fuhr sich über die Stirn, er war sehr bleich.

»Ich will alles daran setzen, Herrenfelde wieder ertragsfähiger zu machen.«

»Ohne Geld gelingt Dir das nicht, mein lieber Götz, da wollen wir uns doch nichts vormachen. Und mit zehntausend Mark ist da nichts geschafft; es müssten schon hunderttausend sein. Nein, nein, — aus dieser Heirat kann nichts werden. Sei vernünftig, such' Dir eine reiche Frau, wie Du Dir vorgenommen hattest. So leid es mir tut, — ich muss Dir nein sagen. Warte — ich rufe Eva herbei — ich muss Euch beiden zusammen Vernunft predigen, sonst ist es doch nur halbe Sache.«

Er klingelte und gab dem Diener Auftrag, Eva zu rufen. Bis sie kam, sprachen die beiden Männer kein Wort.

Als Eva eintrat, sah sie errötend von einem zum andern. Dann eilte sie an Götz' Seite. Er fasste ihre Hand.

»Eva, — Dein Vater will mir Deine Hand verweigern,« sagte er leise. Das Unwahre in seiner Lage drückte ihn nieder.

Eva umfasste seine Hand mit festem Griff und sah bittend zu ihrem Vater auf. Er strich ihr über das Haar.

»Kind, — sieh mich nicht so an; ich darf Euch meine Einwilligung nicht geben.«

Und er sagte alles, was er dagegen einzuwenden hatte. Es waren gute, warme Worte; sie merkten ihm an, dass er unter seiner Weigerung selbst litt. Die beiden jungen Gesichter vor ihm, die ihn so flehend ansahen, machten ihm sein Amt schwer.

Aber er blieb fest. Das einzige, wozu er sich bereit erklärte, war, Götz seine Einwilligung in Aussicht zu stellen, wenn es ihm gelang, ein grösseres Kapital aufzutreiben. Bis dahin müsse er, so leid es ihm tue, Götz bitten, nicht nach Woltersheim zu kommen. Eva warf sich ungestüm in Götz' Arme.

»Sei nicht traurig, mein Götz. Ich warte geduldig, bis Du einen Ausweg gefunden hast. Dein bin ich, — Dein bleibe ich, was auch kommen mag.«

Er küsste ihr beide Hände.

»Lebe wohl, meine Eva. Habe Dank für Deine Worte; ich hoffe, wir sehen uns bald wieder.«

Und dann übermannte ihn das Gefühl; er riss sie an sich und küsste sie. Es war eine heimliche Abbitte, dass er Komödie spielen musste.

Woltersheim stand mit gefurchter Stirn machtlos vor diesem leidenschaftlichen Abschied.

»Kinder, — seid doch vernünftig,« bat er warnend.

Götz verabschiedete sich nun schnell. Im Grunde war er froh, dass er jetzt nicht als Evas Verlobter zurückbleiben durfte. Er hätte noch tagelang lügen und betrügen müssen. Jetzt konnte er wenigstens gehen, bis der Würfel gefallen war, der Evas Geschick ändern würde. Wenn er sie wiedersah, wusste sie wohl, dass sie eine reiche Erbin war. Dann brauchte er nicht mehr den Anschein zu erwecken, dass er trotz seiner Armut um ein armes Mädchen warb.

Er kam sich erbärmlich und schlecht vor. Fast wäre es ihm jetzt lieber gewesen, Eva wäre wirklich noch arm, und er hätte es nicht nötig zu lügen.

Woltersheim legte, als Götz gegangen war, seinen Arm um Eva. »Mein armes, liebes Kind, wie ist das nur so schnell gekommen?« Eva sah mit leuchtenden Augen zu ihm auf.

»Ich weiss es nicht, Papa. Aber Du sollst mich nicht bedauern. Ich bin so reich und glücklich, seit ich weiss, dass Götz mich liebt. Und ich bin gar nicht verzagt. Gott wird uns schon helfen, wenn wir nur Geduld haben.«

Natürlich gab es in den nächsten Tagen in Woltersheim allerlei Erörterungen über Götz' Werbung um Eva. Frau von Woltersheim schüttelte immer wieder den Kopf und konnte nicht begreifen, dass Götz, den sie für einen so besonnenen Mann gehalten, so eine Torheit begehen könne. Silvie ihrerseits wurde plötzlich Eva gegenüber etwas lebenswürdiger. Hatte sie doch geglaubt, Eva sei ihre Rivalin um Fritz Gunet. Nun erwachten neue Hoffnungen in ihrer Brust, und sie stellte ihre Gehässigkeiten gegen Eva ein. Mit erneutem Eifer nahm sie ihren koketten Feldzug gegen Fritz Woltersheims sprödes Herz weiter auf.

Dieser war nicht eben erbaut davon, schon Juttas wegen. Das kleine, wilde, trotzige Mädchen mit dem weichen Gemüt sass fest in seinem Herzen; und er sehnte die Zeit herbei, wo er offen um sie werben durfte. Silvies Bemühungen waren ihm sehr unangenehm.

Götz Herrenfelde bekam am Tage seiner verunglückten Werbung von der Generalin einen Brief. Er sass gerade in der Bibliothek über ein Buch gebeugt. Gelesen hat er nicht darin; er war mit seinen Gedanken bei Eva. Der Brief seiner Tante rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Er öffnete ihn und las:

»Mein lieber Götz! Gerade komme ich von Mrs. Fokham. Wir haben ausgemacht, dass ich nächsten Sonnabend nach Woltersheim reise, um mit Herrn von Woltersheim und Eva zu verhandeln. Sie ist sehr froh, dass ich selbst mit ihnen sprechen will; und ich, mein lieber Junge, bin froh, dass Du reichlich acht Tage Vorsprung hast. Nütze die Zeit gut. Bis Sonnabend musst Du unter allen Umständen mit Eva verlobt sein, denn später würde Deine Werbung zu eigennützig aussehen. Jetzt hast Du leichteres Spiel. Also sei vernünftig und lasse Dich nicht durch sentimentale Bedenken beeinflussen. Solch eine Partie wird Dir nie wieder geboten. Mrs. Fokham besitzt mehrere Millionen, und Eva ist ihre einzige Erbin. Eine sofortige Mitgift von bedeutender Höhe ist Dir sicher. Du bist dann aller Sorge ledig; und ich preise mich glücklich, dass ich Dir helfen konnte, diesen Goldfisch zu entdecken. Für heute leb' wohl, — Sonnabend auf Wiedersehen. Und viel Glück zu Deiner Werbung. Es bleibt bei unserer Verabredung, dass Du gar nicht mit mir in Berlin zusammengetroffen bist, damit niemand Verdacht schöpft.

In Liebe

Deine Tante Maria.«

Götz hatte den Brief mit gemischten Gefühlen gelesen. Er schämte sich immer mehr der Rolle, die er spielen musste. Aber jetzt konnte er nicht mehr zurück. Nachdenklich faltete er den Brief zusammen und legte ihn vor sich auf das Buch, das aufgeschlagen vor ihm lag.

In Gedanken versunken lehnte er den Kopf zurück und schloss die Augen. Alles um ihn her versank in ein wesenloses Nichts. Er wollte bei Eva — hielt sie in seinen Armen und küsste ihren roten Mund. Was kümmerten ihn ihre Millionen jetzt. Sie erschien ihm begehrenswert genug ohne dieselben. Voll Sehnsucht flogen seine Gedanken zu ihr.

»Kleiner, süßer, scheuer Vogel — warm und sicher sollst Du an meinem Herzen ruhen. Ich will Dich halten in treuer Hut, — Du mein geliebtes Leben.«

Er schrak plötzlich auf aus seinen Träumen. Die alte Haushälterin rief ihn ab, weil ein Viehhändler mit ihm zu sprechen wünschte.

Götz klappte das Buch zusammen, in dem er ohnehin nicht gelesen hatte und stellte es auf seinen Platz im Regal zurück. Er merkte nicht, dass er den Brief seiner Tante hatte darin liegen lassen, denn er hatte ihn vollständig vergessen. Schnell ging er hinaus, um mit dem Viehhändler ein Geschäft abzuschliessen.

Die Generalin Herrenfelde war mit einigem Erstaunen, aber echt ländlicher Gastfreundschaft in Woltersheim aufgenommen worden. Niemand

konnte sich zunächst erklären, weshalb die alte Dame jetzt mitten im Winter plötzlich den Entschluss hatte, nach Woltersheim zu kommen. Die Generalin war feinfühlig genug, hinter dem herzlichen Willkommen das Erstaunen zu bemerken.

»Herrschaften, — Ihr wundert Euch gewiss, weshalb ich um die Weihnachtszeit plötzlich hier hereinschneie, ohne mich vorher anzumelden,« sagte sie traurig.

Frau von Woltersheim neigte lächelnd das Haupt.

»Wir freuen uns jedenfalls herzlich, Dich bei uns zu sehen, wenn wir Dich auch gerade jetzt nicht erwartet haben, da wir doch wissen, dass Du Götz eingeladen hattest.«

Die Generalin blieb völlig beherrscht.

»O, Götz hoffe ich eine geharnischte Strafpredigt halten zu können. Erst sagt er mir seinen Besuch zu, — ich warte zur bestimmten Zeit auf ihn — aber er kommt nicht. Statt dessen erhalte ich am nächsten Tage einen Brief, in dem er mir meldet, dass er sich in Berlin nur einige Stunden aufgehalten hat und dringender Abhaltung wegen sofort wieder umgekehrt ist. Wisst Ihr etwas von dieser dringenden Abhaltung?«

Eva wurde sehr rot, und die andern blickten verlegen aneinander vorbei. Nur Herr von Woltersheim fand einige Worte.

»Wir können Dir keine Auskunft geben, liebe Maria. Götz ist inzwischen nur zu einem kurzen Besuch hier gewesen; wir waren selbst sehr erstaunt, dass er so schnell von Berlin zurückkam.«

Die Generalin setzte eine kriegerische Miene auf.

»Nun — er soll mir nur eine vollwertige Entschuldigung bringen, sonst bin ich ihm böse. Aber jetzt nichts mehr von ihm. Ich bin Euch vor allen Dingen eine Erklärung schuldig für meinen Ueberfall. Mich führt nämlich ein sehr wichtiger und delikater Auftrag zu Euch — oder besser, zu Dir, mein lieber Rudolf. Und deshalb möchte ich Dich um eine Unterredung unter vier Augen bitten.«

Der Hausherr verneigte sich mit gesteigertem Erstaunen.

»Ich stehe Dir jederzeit zur Verfügung.«

»Aber nicht, bevor Du einen Imbiss zu Dir genommen hast, Maria,« protestierte die Hausfrau.

Die Generalin nickte vergnügt.

»So lange hat meine Angelegenheit Zeit; ich gestehe, dass ich Hunger habe. Ihr leistet mir doch Gesellschaft? Es wird mir doppelt schmecken, wenn ich diese drei jungen Gesichter um mich sehe.«

Ihr Blick ruhte mit grossem Wohlbehagen auf den jungen Mädchen, hauptsächlich Jutta und Eva gefielen ihr sehr. Bei Evas Anblick hatte sie vorhin gedacht: »Also das ist meines lieben Götz' zukünftige Frau. Ei, — ist das ein liebes, schönes Gesicht. Der Junge hat ja ein unglaubliches Glück.«

Götz hatte ihr in kurzen Worten mitgeteilt, dass er um Eva angehalten habe und mit ihr einig sei, dass aber ihr Vater seine Einwilligung abhängig gemacht hatte von einer pekuniären Verbesserung seiner Lage. Nun, — diese Verbesserung stand ja durch Eva selbst schon als Götz' Braut, wenn sie sich auch den Anschein gab, als habe sie keine Ahnung von den Beziehungen zwischen den beiden jungen Leuten.

Eine Stunde später sass die Generalin mit Rudolf von Woltersheim in dessen Arbeitszimmer und eröffnete ihm, weshalb sie gekommen sei.

Er war vollständig fassungslos, als er hörte, dass seine erste Frau als vielfache Millionärin von Amerika zurückgekehrt sei und nun sehnsüchtig nach einem Wiedersehen mit ihrer Tochter verlange. Was in ihm vorging bei dieser Eröffnung, darüber sprach er kein Wort. Als sich seine Erregung etwas gelogt hatte, sagte er sich zunächst, dass er ohne seine Gattin nichts beschliessen dürfe, wenn sich nicht allerlei peinliche Situationen daraus ergeben sollten.

Er liess seine Gattin rufen. Helene fasste die Angelegenheit in sehr ruhiger und nüchterner Art auf. Sie ging sogleich auf den Kern der Sache ein, dass Eva Mrs. Fokhams alleinige Erbin sein würde. Ohne jede Sentimentalität wies sie darauf hin, dass dies ein ungeheures Glück für Eva sei. Ihre Stieftochter wuchs in ihren Augen zu einer wichtigen Persönlichkeit empor.

(Fortsetzung folgt.)